



Es gibt Fragen, die man höflich umkreist. Und es gibt jene, die sich aufdrängen wie ein Weckruf um drei Uhr morgens. Diese hier gehört zur zweiten Kategorie: Hat die französische Linke wirklich nichts Jüngeres zu bieten als Jean-Luc Mélenchon?

Man muss diese Frage nicht einmal besonders böswillig stellen. Es genügt ein Blick auf die politische Bühne. Dort steht er noch immer, der große Tribun, der Redner, der Unermüdliche – und man fragt sich unweigerlich: Ist das Beharrlichkeit oder bereits politische Stagnation? Ist das Erfahrung oder schlicht die Unfähigkeit, loszulassen?

Mélenchon ist kein Zufallsprodukt. Er ist das Ergebnis einer politischen Kultur, die ihre Helden liebt – und sie ungern gehen lässt. Bei La France insoumise ist er nicht nur eine Führungsfigur, er ist das Zentrum, die Achse, das Gravitationsfeld. Alles kreist um ihn. Und genau darin liegt das Problem: Wo alles kreist, bewegt sich nichts mehr vorwärts.

Es ist ein seltsames Paradox. Die Linke, die sich so gern als Stimme der Zukunft versteht, klammert sich an ihre Vergangenheit. Sie spricht von Erneuerung, von Transformation, von gesellschaftlichem Aufbruch – und präsentiert zugleich immer wieder dieselbe Person. Man könnte fast meinen, die Revolution sei in Frankreich eine Frage der Wiederholung geworden.

Natürlich, Mélenchon kann mobilisieren. Er spricht die Sprache der Empörung, er versteht das Pathos des Protests, er erreicht junge Wähler, die sich von der politischen Mitte längst verabschiedet haben. Aber reicht das? Oder ist es nicht vielmehr so, dass genau diese permanente Präsenz jede echte Erneuerung erstickt?

Denn wo soll sie herkommen, diese neue Generation, wenn sie im Schatten eines übergroßen Vorgängers steht? Politik ist kein Museum, in dem man bewährte Stücke immer wieder ausstellt. Sie lebt von Wechsel, von Brüchen, von dem Mut, Unbekanntes zuzulassen. Doch genau dieser Mut scheint der französischen Linken abhandengekommen zu sein.

Man kann das auch freundlicher formulieren: Vielleicht fehlt es nicht an jüngeren Köpfen, sondern an der Bereitschaft, ihnen Platz zu machen. Vielleicht liegt das Problem weniger im Personal als in der Struktur. Eine Bewegung, die sich so stark auf eine einzelne Figur konzentriert, wird zwangsläufig abhängig – und Abhängigkeit ist das Gegenteil von politischer Reife.

Währenddessen formieren sich andere Kräfte mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Der Rassemblement National hat mit Jordan Bardella längst ein jüngeres Gesicht gefunden, das Kontinuität mit Erneuerung verbindet. Auch im moderaten Lager wird über Generationenwechsel zumindest gesprochen. Nur die Linke scheint in einer eigentümlichen



Zeitschleife gefangen.

Und so wird aus der Ausgangsfrage eine Diagnose: Es geht nicht nur darum, ob es Jüngere gibt. Es geht darum, ob sie überhaupt eine Chance bekommen.

Denn eine politische Bewegung, die ihre Zukunft immer wieder auf die Vergangenheit projiziert, läuft Gefahr, beides zu verlieren. Die Vergangenheit, weil sie sich abnutzt. Und die Zukunft, weil sie nie beginnt.

Vielleicht ist das die eigentliche Tragik dieser Situation: Die französische Linke hat Ideen, sie hat Energie, sie hat Wähler. Aber sie hat offenbar große Schwierigkeiten, sich selbst zu erneuern. Und so bleibt sie, bei aller Leidenschaft, ein Projekt im Stillstand – laut, engagiert und doch seltsam unbeweglich.

Man könnte es auch sarkastisch zuspitzen: Die Linke fordert den Aufbruch – und tritt dabei auf der Stelle.

Ein Kommentar von Christine Macha